

BERND LEISTNER

## **Westkontakte. Erinnerungsreflexe eines ostdeutschen Germanisten**

Działalność autora artykułu, jako współpracownika Narodowego Centrum Badań i Pamięci niemieckiej literatury klasycznej w Weimarze, datuje się od września 1976 roku. Wynikiem tej działalności były spotkania z „zachodnimi” specjalistami z dziedziny literatury a także trwałe kontakty osobiste. Realne stały się wreszcie zaproszenia na sympozja oraz gościnne wykłady. Niniejszy tekst jest sprawozdaniem z wydarzeń tamtego okresu.

Im September 1976 begann die Tätigkeit des Verfassers als wissenschaftlicher Mitarbeiter an den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar. Sie brachte Begegnungen mit „westlichen“ Fachkolleginnen und Fachkollegen mit sich, und es entstanden Einzelkontakte, die sich als dauerhaft erwiesen. Auch Einladungen zu Symposions- und Vortragsreisen konnten schließlich wahrgenommen werden. Im nachfolgenden Text wird von alledem berichtet.

September 1976 begun the author's function as research assistant at Nationale Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar. Hereby he increasingly came into contact with „western“ experts; as a consequence it came to individual contacts with colleagues which were proved to be lasting. Finally, he was even able to accept invitations to symposiums and lecture tours.

Im Dezember 1973 starb Helmut Holtzhauer, Generaldirektor der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar. Sein Nachfolger wurde der Leipziger Literaturprofessor Walter Dietze. Holtzhauer hatte sich der Pflege und Sanierung klassisch-literarischer Memorialstätten in Weimar und um Weimar herum mit großem Engagement und noch heute erstaunlicher Leistungskraft gewidmet. Verbunden war damit freilich ein doktrinärer Eifer, entspringend der Idee einer Geburt sozialisti-

scher Gesellschaft aus dem Geist der deutschen Klassik. Einst, zu Beginn des Jahres 1954, hatte man nicht ihn, sondern Johannes R. Becher als ersten DDR-Kulturminister installiert; man hatte den bis Ende 1953 mit dem Vorsitz der staatlichen Kunstkommission Betrauten in die weimarische Kleinstadtwelt abgeschoben; durchaus von Trotz geleitet, strebte er denn aber Weimar nun als nationalpädagogische Provinz, ja als eigentliche DDR-Kulturhauptstadt zur Geltung zu bringen. Teilen der Berliner Obrigkeit mißfiel dies, doch namentlich Walter Ulbricht, der nie davon abließ, des Traditionsideals einer ‚Faust‘-kundigen Arbeiterklasse inne zu bleiben, hielt ihm fortdauernd die Stange. So auch wurde es für Holtzhauer erst in dem Moment schwierig, als Ulbricht das Zepter an Erich Honecker zu übergeben hatte. Der war geneigt, die literarischen Erbangelegenheiten weniger wichtig zu nehmen; durchaus ungestraft konnten weimarkritische Stimmen sich Gehör verschaffen; zu alledem gab es von Westen her die Vorstöße jener Neuen Linken und Linksliberalen zu vernehmen, die sich ihrerseits der Ehrerbietung gegenüber der Weimarer Klassik verweigerten. Holtzhauer suchte sich und seinen Anspruch streitbar zu behaupten bis zuletzt. Und wenn er ein Dominion hinterließ, das gewiß als wohlgeordnet erscheinen konnte, so gleichermaßen ein dem sich verbindendes Pneuma, das vielerorts nur mehr noch ein Kopfschütteln hervorrief. Der Auftrag an den Nachfolger lautete demnach: Er sollte dem Unternehmen einen neuen Geist einhauchen.

Dies tun zu können, sah Walter Dietze auch die Gewinnung einiger neuer Mitarbeiter als geboten an. So kamen im Laufe der ersten Jahre nach seinem Dienstantritt unter anderen Peter Goldammer, Waltraut Beyer, Jürgen Teller, Jochen Golz, Hans-Dietrich Dahnke, Kurt Krolop, Heinz Härtl an die „NFG“. Wichtig erschien ihm, daß unter den Neuen ein Leipziger sein müsse, einer, den er nach Weimar mitbrächte von seiner Universität. Soviel ich weiß, war ich seine vierte Wahl; drei zuvor unternommene Anwerbungsversuche waren erfolglos geblieben. Tatsächlich sprach kaum etwas für mich. Meine Dissertation hatte ich über Johannes Bobrowski geschrieben; an der Universität Skopje war ich drei Jahre lang Gastlehrkraft für Morphologie, Lexikologie, Syntax gewesen; wieder in Leipzig, mußte ich in puncto DDR-Literatur die Studenten der Journalistik unterrichten. Von diesen letzteren wollten die meisten Sportreporter oder Auslandskorrespondenten werden; Literatur interessierte sie nicht. Mir war elend zu Mute. Folglich sah ich, durchaus im Bewußtsein, als Dietzesche Verlegenheitslösung zu figurieren, in der Weimar-Offerte nachgerade eine Rettungschance – im September 1976 trat ich die neue Stelle an.

Der damals mich sogleich in alle möglichen Wässer geworfen hat, war Peter Goldammer, von Walter Dietze zu seinem Stellvertreter erkoren. Schon kurz nach Beginn meiner Weimarer Tätigkeit schickte er mich nach Polen: In Trzebiezowice gab es ein Symposium zum „Polenbild in der Literatur der deutschen Romantik“, durch meine Anwesenheit und Diskussionsbeteiligung sollte ich demonstrieren, daß Weimar mit dem Holtzhauerschen Romantik-Verdikt gebrochen habe. Auch einige westdeutsche Germanisten nahmen am Symposium teil, unter ihnen Norbert Oellers, der, seit Jahren editorisch mit der Schiller-Nationalausgabe befaßt, die Weimarer Verhältnisse besser kannte als ich damals noch. Ich erinnere mich, daß er bei abendlicher Geselligkeit Dietzes Neuem auf den Zahn fühlte. Ob ich täppisch oder nur verwirrt reagiert habe, weiß ich nicht mehr. Fortan sahen wir uns mit einiger Regelmäßigkeit in Weimar; und mitunter war er es, aus dessen Mund ich die neuesten Weimarer Nachrichten vernahm.

Auch dies gehörte zu den ersten Weimarer Verrichtungen, die Walter Dietze und Peter Goldammer mir abverlangten: Ich sollte mich bereits im Oktober 1976 der Weimarer Öffentlichkeit mit einem „Donnerstagvortrag“ präsentieren. Im ehrwürdigen Kunstsammlungssaal am Frauenplan sprach ich über die Goethe-Reminiszenzen, die sich in Texten (damals) neuerer DDR-Literatur finden lassen konnten. Im Anschluß an meinen Vortrag ziehen mich einige der Hörerinnen und Hörer eines Sakrilegs, unter ihnen westdeutsche Weimar-Besucher, denen die sich daheim seit 1968 vollziehende Goethe-Dämmerung höchst betrüblich war und die am klassischen Ort Tröstung zu gewinnen suchten. Von Goldammer wurde ich ermuntert, den Vortrag noch weitere Male zu halten: im Rahmen jener „Dornburger Schriftstellergespräche“, zu denen er im Zusammenwirken mit Verlagen des öfteren eine Gruppe literarischer Autorinnen und Autoren einlud, um auch und gerade ihnen vom neuen „NFG“-Geist einiges zu vermitteln. Bei einer dieser Gesprächsrunden trug mir der Leiter des Mitteldeutschen Verlages, Eberhard Günther, an, ich möge doch das Vorgetragene zu einer umfassenderen Darstellung ausbauen; die würde gut in seine Essay-Reihe passen. Ich tat es, arbeitete dabei mancherlei an kulturkritisch Kontextuellem ein, bat Goldammer um das erforderliche Außengutachten für den Verlag. Noch nach 30 Jahren erinnere ich mich seines Zornes. Er beschied mich mit dem Ausruf: „Du bist das größte Arschloch, das ich kenne!“ Gleichwohl schrieb er das Gutachten und empfahl in ihm meinen Text ohne Wenn und Aber zur Drucklegung. Die freilich bedurfte noch – wie üblich – der Genehmigung durch die Hauptverwaltung Buchhandel und Verlage beim Kulturministerium. Da wurde (mit Hilfe Jürgen Tellers) eingefädelt, daß als zensierende Amtsperson die damals im

Kulturministerium tätige Sigrid Damm das Manuskript auf den Tisch bekam. Wenige Monate nach Erscheinen des Bändchens fand termingemäß eine Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft statt. Wieder einmal hatte es die Suche nach einer Verlegenheitslösung gegeben: Der ursprünglich vorgesehene Diskussionsleiter einer Arbeitsgruppe hatte abgesagt; ich wurde einzuspringen gebeten. So kam ich unter die Agierenden dieser Versammlung, wurde hineingezogen in die (gar nicht etwa verkrampte) Ost-West-Geselligkeit – und war allerdings ziemlich überrascht, als einige der Westdeutschen mein Essaybändchen hervorholten und es mir zur Signierung hinhielten. Es war wohl schon zu vorgerückter Stunde, als einer dieser Westdeutschen mich einen „Exoten“ nannte. (Später hörte ich mich so noch des öfteren bezeichnet. Von etlichen westlichen Germanistenblicken als wunderliches Wesen wahrgenommen zu werden, daran hatte ich mich zu gewöhnen.)

Ein weiteres mir denkwürdiges Begegnungserlebnis lag da freilich schon anderthalb Jahre zurück. Für Oktober 1977 war in Frankfurt an der Oder ein Symposium zu E. T. A. Hoffmann und Kleist anberaumt worden. Wieder galt, daß Weimar bei solcher Gelegenheit seine neue Offenheit in Sachen des literarischen „Erbes“ beweisen könne; und jedenfalls wurde ich animiert, mit einem Beitrag am Symposium teilzunehmen. Auch einige (jüngere) westdeutsche Germanisten waren nach Frankfurt gekommen, unter ihnen der damals in Gießen wirkende Dirk Grathoff. Von dem, was ich über den *Homburg* dargelegt hatte, zeigte er sich angetan; es entspann sich ein Gespräch, das schließlich nicht nur Kleist zum Gegenstand hatte; fortan blieben wir im Kontakt miteinander. Wir schickten uns gegenseitig unsere Publikationen; er sandte mir das eine und andere „Westbuch“; im Laufe der 80er Jahre entwickelte sich die kollegiale Beziehung zur Freundschaft. Die hielt es aus, daß wir über Kleist dann auch mitunter in Streit gerieten; sie blieb ungetrübt – bis zu Dirk Grathoffs frühem Tod am 30. November 2000.

Auch das aber widerfuhr mir in meinen ersten Weimarer Jahren: Zuweilen reisten westdeutsche Deutschlehrergruppen oder Gruppen anderer Literaturinteressenten an, die nicht nur die Memorialstätten zu besuchen wünschten; zugleich war es ihnen um Gespräche zu tun. Ich kam, als Gesprächspartner zu fungieren, nicht allzu oft an die Reihe, doch immerhin einige Male. Man ging behutsam miteinander um; schärfere Kontroversen blieben aus; im übrigen übte ich mich, auf unbequeme Fragen mit freundlicher Ironie zu reagieren. Nicht aus der Bundesrepublik, sondern aus der Schweiz war eines Tages eine Deutschlehrergruppe gekommen, mit deren Leiter und seiner Frau ich

schließlich noch herumwanderte in der frühnächtlichen Stadt. Die Freundschaft mit Wolfram Malte Fues währt, zum Glück, bis zum heutigen Tag.

Freilich konnten es auch Einzelgespräche sein, zu denen ich beordert wurde. Für einen Tag im Spätsommer 1977 hatten sich zwei Journalisten angesagt, die für die Hamburger *Die Zeit* ein Memorial zum 200. Jahrestag der winterlichen Goetheschen Harzreise vorbereiteten. Nein, zu Äußerungen über die Absperrung des Brockens durch das DDR-Grenzreglement suchten sie mich nicht zu verleiten: Sie wünschten vor allem, von mir das einschlägige Gedicht erhellt zu bekommen. Ich tat mein Mögliches, gab Erläuterungen zu ihrer Zufriedenheit – doch nicht zu meiner. Der Stachel bewirkte, daß ich mich mit Goethes *Harzreise im Winter* hernach gründlicher befaßte. Kurz vor Fertigstellung des Aufsatzes konnte ich auch noch die neue Text-Interpretation Albrecht Schönes zur Kenntnis nehmen und einige Abgrenzungssignale einbauen. Just die allerdings waren es, die mir zur Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft 1983 – wenige Monate zuvor war mein Aufsatz in den *Impulsen* erschienen – einen heftigen westlichen Zustimmungsjubel eintrugen. Mit einem Mal sah ich mich an die Seite einer westlichen Goethe-, Partei‘ gezogen, von der ich vorher gar nicht wußte, daß es sie gab. Ich trug an jenem Abend im Weimarer „Elephanten“ ein Oberhemd, das ich im „Exquisit“ gekauft hatte; es war teuer gewesen. Auf seinem Kragen hinterließ das Rouge Ilse Grahams einen Abdruck, der sich als dauerhaft erwies. Auf gemessenerer Art, jedoch ebenso rückhaltlos äußerte sich die Zuwendung Werner Kellers, die mir in dieser Runde zuteil wurde. Es kann sein, daß wir bereits während der vorigen Hauptversammlung miteinander sprachen. Da hatte ich, 1981, die Diskussion einer Arbeitsgruppe zu leiten, die sich der „Entwicklung des Goetheschen Naturdenkens im Spiegel seiner Lyrik“ widmete und deren Einleitungsreferat von Dorothea Hölscher-Lohmeier gehalten wurde. Nicht zuletzt sie war von der Diskussionsatmosphäre, für deren Freundlichkeit ich moderierend Sorge getragen hatte, angenehm überrascht; mit beiden Hölschers verband mich fortan ein ausgesprochen herzliches Verhältnis. Und eben auch mit Werner Keller, wenn ich mich recht erinnere, war es da zu freundlichem Kontakt gekommen. Nun indes, 1983, erfuhr dieser Kontakt jene Bekräftigung, die zum Beginn einer langjährigen vertrauensvollen Beziehung wurde. Daß sie schließlich zerbrach, bedauere ich um so mehr, als ich noch immer dankbar dessen inne bin, was er an Förderlichem mir erwiesen hat.

Es blieb nicht aus, daß ich ab Ende der 70er Jahre auch die eine und andere westliche Einladung erhielt. Sie zu befolgen bekam ich eine Genehmigung in

keinem der Fälle. Deprimierend jedoch war mir dies nicht, ich hatte nichts anderes erwartet. Ein lähmendes Mißvergnügen wurde statt dessen dadurch hervorgerufen, daß sich ab Anfang der 80er Jahre an den Weimarer Klassikerstätten das innere Klima veränderte. Sowohl Walter Dietze als auch Peter Goldammer mußten aus gesundheitlichen Gründen ihre Leitungsämtel aufgeben, sie wurden invalidisiert. Als neuen Generaldirektor kürte man den Leipziger Literaturwissenschaftler Werner Schubert; das Heft allerdings bekam ein „Erster“ Stellvertreter in die Hand, der dem Kader der Erfurter Funktionärskaste entstammte und der (als schon einmal Gestrauchelter) vor allem darauf bedacht war, sich nicht die Gunst seiner Provinzialobrigkeit zu verscherzen. (Unmittelbar nachdem er seinen Dienst angetreten hatte, orderte er für sein Büro vom Bibliotheksdirektor 20 Meter gut aussehende Bücher.) Noch unter der alten Leitung war, 1978, ein Institut für klassische deutsche Literatur als eigenständige Struktureinheit konstituiert worden; für das Direktorat hatte man Hans-Dietrich Dahnke gewonnen. Von Anfang an kamen wir gut miteinander zurecht; wir fanden, obgleich unsere Prädispositionen unterschiedlich waren, zu ersprießlichem Zusammenspiel. Gerade weil aber am Institut Stupiditäten nicht Platz griffen, war es dem neuen „Ersten“ und also jener Instanz, als deren personelles Organ er operierte, ein Dorn im Auge. Die Chance, eine West-Einladung wahrnehmen zu können, gab es für mich nun erst recht nicht. (Selbst einer Einladung an die Budapester Eötvös-Loránd-Universität vermochte ich im Herbst 1983 nur nach einem langwierigen, über viele Monate sich hinziehenden Hickhack nachzukommen.) Der Begegnungs- und Kontaktort war denn auch weiterhin fast ausschließlich Weimar. Und der freilich bot Möglichkeiten in sukzessive größer werdendem Maße. Immer mehr jener von Westen her anreisenden Philologinnen und Philologen, deren unverzichtbare Fundgrube das Goethe- und Schiller-Archiv war, lernte ich kennen; zusammen mit meinen Kolleginnen Rosalinde Gothe und Regine Otto aß ich oft im „Christlichen Hospiz“ zu Mittag; wir hatten Stammplätze an einem lang ausgezogenen Tisch, an dem wohl bis zu zehn Personen sitzen konnten und den auch etliche der edierenden Archivgäste schätzten. Ich erinnere mich, daß wir von Frau Kehler, das war die ältere der beiden Saaltöchter (und zugleich eine ausgezeichnete Köchin), mitunter einen sanft rügenden Blick zugeworfen bekamen; das Gelächter war allzu laut geworden. Tatsächlich paßte es schlecht zum Betragen einer im übrigen speisenden Klientel, die zumeist aus goethefrohen Quartiergästen des Hauses bestand und wußte, was sich gehörte. (Man hat dann, noch vor 1989, das Haus umzubauen begonnen; den Mittagstisch schaffte man ab.)

Vor allem aber war es nach wie vor die Goethe-Gesellschaft, deren Hauptversammlungen ost-westlicher Begegnungsmöglichkeit einen günstigen Raum eröffneten. Dem Teilungsschicksal war die Gesellschaft, noch in den 60er Jahren, mit knapper Mühe und Not entgangen; als Rettungsrezeptur hatte sich die Idee einer Internationalisierung erweisen können. 1985 gab es das 100jährige Bestehen der Sozietät zu feiern. Das Rahmenthema für die wissenschaftliche Konferenz lautete: „Wirkungen und Entdeckungen Goethes im 20. Jahrhundert“; mir war die Aufgabe zugefallen, ein Arbeitsgruppenreferat über „Goethe im Werk von Peter Hacks“ zu halten. Noch heute scheiden sich an Hacks die Geister. Damals taten sie es erst recht. Die Diskussionsleitung oblag der mir seit langem schon befreundeten Deutschfranzösin Heidi Urbahn de Jauregui aus Montpellier; nicht zuletzt ihr war, was ich über Hacks im Vortrag ausgeführt hatte, zu kritisch. Eine zu wenig kritische Betrachtung warfen mir dagegen einige (vor allem ostdeutsche) Müllerianer vor. Und eine westdeutsche Gesprächsteilnehmerin geriet nachgerade außer sich: Sich an der Hacksschen Dramenfigur der Frau von Stein entzündend, flammte sie schließlich lichterloh und auf furchterregende Weise – ich bekam an jenem Nachmittag im Weimarer Kunstsammlungssaal einen unauslöschlichen Eindruck von entzügelmtem Feminismus. Es folgte ein geselliger Abend in der damals soeben fertiggestellten Park-Mensa, den auszugestalten Goethe-Präsident Karl-Heinz Hahn schier Unmögliches möglich gemacht hatte. In Erinnerung habe ich diesen Abend als ein ost-westliches großes Familienfest. Derlei sollte sich später als nicht wiederholbar erweisen.

Was den Ausschlag dafür gegeben hat, daß ich im November 1986 erstmals für eine Einladung aus Westdeutschland tatsächlich grünes Licht bekam, weiß ich nicht. Noch irgendwann im zurückliegenden Winter hatte mir Hans Koch, der Direktor des Instituts für Kultur- und Kunstwissenschaften an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, in einer ideologisch aufrüstenden Rede eine scharfe Philippika gewidmet; ab Juni 1986 gab es freilich den Mann nicht mehr: Er hatte sich aufgehängt. Auch fiel ins Jahr 1986 die Verrentung jenes „Ersten Stellvertretenden Generaldirektors“, an dem man so wenig Freude haben konnte. Vermutlich jedoch hing, daß ich fahren durfte, einfach nur mit jener DDR-Absterbenskrise zusammen, die, seit in der Sowjetunion Gorbatschow regierte, konfusionserzeugend um sich griff und sich unter anderem äußerte in einem nun erfahrbaren unberechenbaren Wechselspiel von drakonischen Maßnahmen und Nachgiebigkeiten. Wie auch immer: In jenem November 1986 richtete Dirk Grathoff an der Universität Oldenburg ein Kleist-Symposium aus, und ich konnte mich beteiligen an ihm. Das Symposium fand in kleinem, leicht

überschaubarem Kreise statt, dies ermöglichte intensive Diskussionen; ich lernte Anthony Stephens, Jost Hermand, Wolf Kittler, beide Oesterles, nicht zuletzt Ernst Ribbat kennen, mit dem ich fortan in dauerhafter Verbindung blieb. Grathoff hatte viel Geld aufzutreiben gewußt. Plötzlich sah ich mich im Besitz einer Westmark-Summe, die mir geradezu märchenhaft erschien – und die mir einen durchaus falschen Begriff von den Segnungen vermittelte, deren sich in der Bundesrepublik der universitäre Wissenschaftsbetrieb würde versichert halten können. Unter anderem kaufte ich in Oldenburg, begleitet von vier beratenden Symposionsteilnehmern, einen Klosettpülkasten: Seit einem Jahr leckte der in unserer Wohnung vorhandene; Ersatz war in der DDR nicht zu bekommen. Meiner Familie galt er als das schönste aller Mitbringsel.

Auch bei weiteren Einladungen gab es dann, 1987 bis 1989, keine Hindernisse, ihnen zu folgen. Genau ein Jahr nach dem Kleist-Symposion fuhr ich neuerlich nach Oldenburg und hielt Vorträge sowohl an der Universität als auch in der Ortsvereinigung der Goethe-Gesellschaft; zudem hatte Dirk Grathoff organisiert, daß noch Abstecher zu den Goethe-Ortsvereinigungen Kiel und Nordenham auf dem Programm standen. (In Plön wohnten Onkel und Tante; ich nutzte die Gelegenheit zu einem Besuch. Um mich beim Empfang zu erfreuen, hatten sie einen Bananenberg aufgeschichtet. Ich mochte Bananen nicht, hatte indes der Erwartung zu genügen, daß der Ost-Neffe begierig zugreifen werde. Unvergeßlich ist mir, wie der Ekel mich würgte. Aber ich tat das Erwartete und tat es zur Zufriedenheit der beiden mir mit glänzenden Augen zusehenden Alten.) Hernach, im Frühjahr 1988, absolvierte ich eine Stationentour, die Werner Keller initiiert hatte. Innerhalb nur einer reichlichen Woche hielt ich Vorträge in der Kasseler Goethe-Gesellschaft sowie an den Universitäten Aachen, Köln, Essen, Bonn, Saarbrücken und Frankfurt am Main. In Essen sprach ich an einem Freitagnachmittag; die Zahl der Zuhörer war klein. Im übrigen jedoch gab es volle Auditorien; der Ost-Germanist fand Interesse und Aufmerksamkeit, und dies in besonderem Maße, wenn er von den Themen, die er angeboten hatte, das zumeist gewünschte behandelte: Neuere DDR-Literatur und die klassisch-romantische Tradition. Ich erinnere mich an die nicht nur routiniert freundliche Zuwendung, die ich in Kassel von Anneliese Hartleb, in Aachen von Theo Buck, in Köln von Werner Keller, in Essen von Horst Albert Glaser, in Bonn von Norbert Oellers, in Saarbrücken von Karl Richter, in Frankfurt von Norbert Altenhofer erfahren durfte. Karl Richter entwickelte damals den Plan, mich nach Saarbrücken für ein Gastsemester zu holen: Er war sich sicher, dafür Oskar Lafontaine, seinerzeit saarländischer Ministerpräsident, gewinnen zu

können, und der also sollte, daß ich die Erlaubnis erhalte, an Erich Honecker herantreten. Das Gastsemester, das auch Norbert Altenhofer zu realisieren sich vornahm, kam indes tatsächlich zustande – auf eine freilich sehr unerwünschte Weise. Nach seinem frühen Tod vertrat ich ihn, im Sommersemester 1992.

Zum 1. Oktober 1988 wechselte ich die Arbeitsstelle. Der Direktor des Leipziger Literaturinstituts „Johannes R. Becher“ hatte mir eine Dozentur angetragen. Zwölf (wechselvolle) Weimar-Jahre waren mir genug; die neue Aufgabe reizte mich. Und wenn ich mich von Beginn an sehr wohlfühlte am Institut, so trug dazu auch bei, daß ich fortan alles Reisebürokratische über das Büro des DDR-Schriftstellerverbandes abwickeln konnte. Dies bedeutete eine große Vereinfachung. Noch auf den alten bürokratischen Weg hatte ich freilich eine Einladung bringen müssen, die aus Bremen gekommen war. Im November 1988 fand dort, ins Werk gesetzt von Thomas Metscher, erstmals ein deutsch-deutsches literaturwissenschaftliches Symposium statt; auf höherer Ebene war eine Teilnehmerzahl von 14 zu 14 vereinbart worden; das Thema lautete: „Kulturelles Erbe zwischen Tradition und Avantgarde“. Ich fuhr nicht gern nach Bremen, weil ich fürchtete, als Mitglied einer Delegation zu gelten, die mir ‚als solche‘ nicht sympathisch sein konnte. Zum Glück jedoch erwies sich diese Furcht als grundlos. Irgendein disziplinierendes Gruppenreglement gab es nicht; und selbst ehemals sehr unbeugsame DDR-Germanisten betrogen sich konvenabel. Dies freilich registrierte ich auch: daß am ersten Tag ein Höherer vom DDR-Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen zugegen war und sich von denen, die in dessen Zuständigkeit fielen, einen Teil der (Westgeld-)Honorare aushändigen ließ – nur den Betrag, der dem verfügbaren Tagesgeldsatz entsprach, durften sie behalten. Ich war mit meinem Vortrag erst am letzten Nachmittag an der Reihe; einige der DDR-Großgermanisten hatten sich bereits davon- und ins Bremer Kaufhausgetriebe begeben. Mir war das recht. Ich lag schon, wohl gegen 23 Uhr, in meinem Hotelbett, als Gert Sautermeister anrief. Das Gespräch dauerte sehr lang. Fürs kommende Sommersemester lud er mich zu einem Gastvortrag ein.

Dieses Jahr 1989: Im Februar fuhr ich nach Sankelmark bei Flensburg. Dietmar Albrecht, damals Studienleiter an der dortigen Akademie, hatte ich bereits Jahre zuvor in Weimar kennengelernt, wohin er mit einer Gruppe von Klassik-Interessenten gekommen war. Nun veranstaltete er eine Bobrowski-Tagung, mit Referentinnen und Referenten aus Rußland, Estland, Litauen, Polen und beiden deutschen Staaten. Die Tagung ist nicht nur mir, sondern

auch vielen weiteren der etwa 80 Teilnehmerinnen und Teilnehmer als ein bewegendes großes Begegnungsfest in Erinnerung geblieben. Im Mai sodann reiste ich zum Lyrikertreffen nach Münster. Der Nachtschnellzug hatte im Grenzbahnhof Oebisfelde die üblichen 40 oder 50 Minuten Aufenthalt; das Abteil war überheizt, ich öffnete das Fenster. Ich sah die grell angeleuchteten stacheldrahtbekrönten Betonmauern – und hörte zugleich den unermüdlich fortdauernden Gesang einer Nachtigall. Es wäre aussichtslos, hier Namen nennen zu wollen; wieder fand ich mich an einem Ort, an dem ich ermunterndes Entgegenkommen erfahren konnte. Wieder auch gab es diesen Ost-Bonus zu registrieren, den ich genoß und der mir freilich recht geheuer nicht war. Und wieder einmal wurde mir der Eindruck einer überquellenden Üppigkeit vermittelt. Ich weiß nicht mehr, welcher Sponsor den Rüschaus-Abend, zu dem man gebeten wurde, mit seinem Segen bedacht hatte; ebendieser Segen war jedoch von einer solchen Überfülle, daß nachgerade der Drang hervorgerufen wurde, ins Freie zu flüchten. Im sehr großen und sehr hohen Raum hingen Schinken und Würste an der Decke, Schinken und Würste an den Wänden, fanden sich Schinken und Würste aufgestapelt auf ausladenden Tafeln. Welch überreiche Umsorgung, so dachte ich, die den literarisch Tätigen in diesem deutschen Westen zuteil wird!

Im Juni sodann fuhr ich nach Gießen, wo ich, eingeladen von Günter Oesterle, einen Vortrag an der Universität hielt, und von dort aus weiter nach Bremen, wo ich der von Gert Sautermeister ausgesprochenen Einladung nachkam. Hier wie da redete ich über die Leipziger Schriftstellerschule, an der ich tätig war. Ich erinnere mich nicht, daß, hier wie da, schon Fragen gestellt worden wären, die den fortgeschrittenen Krisenzustand betrafen, in dem sich die DDR zu diesem Zeitpunkt immerhin befand. Man diskutierte nach stillschweigender Maßgabe, daß der politische Status quo in absehbarer Zeit nicht zur Disposition stehe. Drei Monate später war dies freilich anders: beim Germanistentag in Kiel. Zwei Referenten aus der DDR waren zugegen, der Leipziger Didaktiker Jörg Schlewitt und ich. Gebeten hatte man mich, über die DDR-Literatur der 80er Jahre und ihre Traditionsbezüge zu sprechen. Der große Hörsaal war überfüllt; und man konnte die Spannung geradezu knistern hören. Ich nahm kein Blatt vor den Mund, erst recht nicht in der meinem Vortrag sich anschließenden erregt geführten Diskussion. Dieser Germanistentag fand im September, also noch einige Wochen vor der Entscheidung bringenden Leipziger Ringdemonstration vom 9. Oktober statt. Und daß Konfidenten unter den Zuhörern saßen, war mir natürlich klar. Spätestens als ich einen Beifall erhielt wie noch nie in meinem Leben zuvor, glaubte ich zu wissen, daß man mich in den Westen nie und nimmer mehr reisen lassen

würde. Just jedoch an jenem 9. Oktober bekam ich in Berlin meinen neu visierten Paß ausgehändigt. Gegen Abend zurück in Leipzig, sah ich, heraustrretend aus dem Hauptbahnhof, den Demonstrationszug. Wieder glaubte ich etwas zu wissen: Man wird den Ausnahmezustand verhängen, und ich werde die für den 11. Oktober geplante Reise zu Vorträgen nach Nordenham und Oldenburg nicht antreten können. Nun, ich konnte sie antreten; und am 17. Oktober gab es ein Podiumsgespräch mit Walter Kempowski. Er äußerte die Überzeugung, daß nach Lage der Dinge die deutsch-deutsche Vereinigung erreichbar sei und nun also entsprechend Druck gemacht werden müsse; ich votierte, von politisch-geschichtlicher Erfahrung wie von Hoffnungen gleichermaßen geleitet, für Geduld und Behutsamkeit. Tags darauf bestieg ich 13.42 Uhr in Oldenburg den Heimreisezug. Da war Erich Honecker noch SED-Generalsekretär und DDR-Staatsratsvorsitzender. Als ich 21.34 Uhr in Leipzig ankam, war er beides nicht mehr.